VÖLKERKUNDLICHE ABHANDLUNGEN · BAND I

BEITRÄGE ZUR VÖLKERKUNDE SÜDAMERIKAS

Festgabe für Herbert Baldus
zum 65. Geburtstag

1964 – Hannover
Niedersächsisches Landesmuseum
Abteilung für Völkerkunde

Kommissionsverlag
Münstermann-Druck GmbH, Hannover

Biblioteca Digital Curt Nimuendajú - Coleção Nicolai
www.etnolinguistica.org

Carl Richards ethnographische Beobachtungen in Venezuela im Jahre 1820

Von Hans Becher, Hannover

Carl Richard, ein Major des hannoverschen Heeres, faßte im Dezember des Jahres 1819 den Entschluß, sich in Südamerika General Bolivar anzuschließen. Er reiste über Holland nach London, wo er am 1. Januar 1820 eintraf und im Hause des Bevollmächtigten der Republik Venezuela von General Vergara und Don Fernando de Peñalver die Einreisepapiere und Empfehlungsschreiben für die Behörden erhielt. Auf den Rat des Generals Vergara bestieg er anschließend das englische Schiff «Vittoria» und erreichte nach einer Fahrt von 25 Tagen die Insel Trinidad in Westindien, von wo aus er sich nach Angostura — dem heutigen Ciudad Bolivar — einschiffte.

Letztere Überfahrt verlief jedoch recht unglücklich, denn unterwegs wurde das Schiff von spanischen Seeräubern verfolgt, und nur mit Mühe gelang es dem Kapitän zu entkommen und nach Trinidad zurückzukehren. Anläßlich einer zweiten Reise hatte Richard noch weniger Glück, denn diesmal wurde das Schiff sogar von spanischen Piraten gekapert. Drei Tage lang waren alle Passagiere und die Besatzung Gefangene. Danach wurden sie völlig ausgeraubt und zwei Seemeilen von der Küste entfernt in einem sehr kleinen Boot ausgesetzt. Etwas getrockneter Fisch und Zwieback, ein kleines Gefäß mit Wasser und zwei Flaschen Branntwein gab man ihnen als Mundvorrat mit. Nach mehrstündigem Rudern, wobei das Boot ständig zu kentern drohte, erreichten sie schließlich den Eingang einer Bucht am Cap von Paria; doch hinter wilder Brandung gab es hier nur unwirtliche Felsen, deren Spitzen sich in den hohen Waldbergen verloren. Da die Gefahr des Verhungerns und Verdurstens bestand, wurden fünf Mann bestimmt, die mit dem Boot zu der am nächsten liegenden Insel, Chacachacareo, rudern sollten, um von dort Hilfe zu holen. Dies gelang auch, und schließlich ging es erneut zurück nach Trinidad. Richard war natürlich sehr niedergeschlagen, denn er hatte seinen ganzen Besitz verloren und stand völlig mittellos da. Freunde halfen jedoch mit dem Notwendigsten aus und ermöglichten es ihm, eine dritte Überfahrt anzutreten. Aber auch diese Reise war nicht vom Glück begünstigt, denn in der Orinoco-Mündung lief das Schiff auf Grund, wobei das Steuerruder brach. Nur mit Mühe konnten sich Passagiere und Besatzung in einem kleinen Boot retten und am Mittag des nächsten Tages die Insel Poyaya erreichen; von dort gelangte Richard schließlich in einem Kanoe mit vier Warrau-Indianern als Ruderern nach Angostura.

Von seinem hier beginnenden einjährigen Aufenthalt in Venezuela schickte er elf Briefe an seine Freunde in der Heimat, die 1822 von dem F.-A.-Brockhaus-Verlag in Leipzig als Buch herausgegeben wurden[1]). Hierin finden sich einige kurze Schilderungen über sein Zusammentreffen mit Indianern. Da dieses Buch bisher in Fachkreisen weitgehendst unbekannt geblieben ist, möchte ich in dem vorliegenden Aufsatz die entsprechenden Stellen zitieren und z. T. kommentieren. Wenn auch von einem Laien geschrieben, enthalten die Briefe doch immerhin 144 Jahre alte authentische Berichte über Sitten, Gebräuche und Charakteranlagen von einigen Gruppen der dortigen Eingeborenen. Außerdem bietet sich in der vorliegenden Festgabe für Herbert Baldus, mit der eine Brücke von Hannover nach Südamerika geschlagen werden soll, die willkommene Gelegenheit, daß auch die Beobachtungen eines hannoverschen Reisenden des 19. Jahrhunderts ihre verdiente Würdigung erfahren.

Seine erste Begegnung mit Indianern hatte Richard auf der Insel Poyaya, die vor der Mündung des Orinoco liegt. Er schreibt darüber wie folgt: «Sie ist etwa 20 englische Meilen vom Ausflusse entfernt, und auf ihr leben Lootsen und einige Indianer vom Stamme der Guarachores; diese sind wohlgebaut, von mittlerer Größe, dunkel kupferfarbig. Männer und Weiber sind blos mit einem Gürtel um die Mitte des Leibes bekleidet, aber alle scheinen Zierrathen am Kopfe, um den Hals, an Armen und Beinen sehr zu lieben; mehrere waren mit Perlenschnüren und Federn geschmückt, einige junge Mädchen hatten ein Silberblech auf der Oberlippe hängen, welches mittelst eines Ringes in der Nasenwand befestigt war; andere hatten sich ganz roth gefärbt.»[2])

Hierbei handelt es sich um Angehörige der isoliertsprachigen Warrau oder Guarauno, die das ganze Orinocodelta besiedelten und mit zur ältesten Bevölkerungsschicht Südamerikas gehören. Die Schreibweise von Richard «Guarachores» ist etwas ungewöhnlich und wird auch von Kirchhoff, der immerhin 34 Synonyme ihres Namens angibt, nicht erwähnt[3]). Seine Beobachtungen bezüglich des Silberbleches, das er bei einigen jungen Mädchen auf der Oberlippe hängen sah, fanden auch durch andere Reisende eine Bestätigung, jedoch unter Einbeziehung der Frauen und Männer. «Both sexes», so schreibt Kirchhoff, «wore oval silver plates hanging from a hole made in the septum and covering the upper lip»[4])[5]). Richard Schomburgk gibt an, daß die Durchbohrung des Nasenseptums gleich nach der Geburt vorgenommen und die Öffnung durch kleine Holzstückchen offen gehalten wurde[6]). Sehr schade ist es, daß Richard hinsichtlich der Gürtel nichts über Material und Verwendungszweck aussagt. In meiner Arbeit «Gürtel und Hüftschnüre südamerikanischer Naturvölker» konnte ich für die Warrau nämlich nur die Hüftschnur aus Baumwolle anführen, belegt für beide Geschlechter, sowie, als

---

[1]) Briefe aus Columbien an seine Freunde von einem hannöverischen Officier. Geschrieben in dem Jahre 1820. Leipzig 1822. Der Verfasser bleibt anonym. Doch aus einem zum Abdruck gekommenen Schreiben, das Richard von dem Minister des Kriegs und der Marine Pedro Briseño Mendez erhielt, wird sein Name ersichtlich (S. 196/97). Außerdem findet Richard Erwähnung in dem Buch von Florian Kienzl: «Bolivar, Ruhm und Freiheit Südamerikas». Berlin 1943 (S. 259/60).

[2]) Richard, 1822, S. 39/40.

[3]) Kirchhoff, 1948, S. 869.

[4]) Kirchhoff, 1948, S. 873.

[5]) Brigitte Menzel vermutet, daß der Ursprung dieser Sitte in dem alt-peruanischen Raum liegt. (Menzel, 1957, S. 33.)

[6]) Richard Schomburgk, 1847, S. 167.

reine Frauentracht, baumwollene Hüftschnüre und Gürtel, verziert mit Muschel- und Schneckenschalen[7][8]). Meine diesbezüglichen Informationen entnahm ich Appun[9]) und Gumilla[10]). Erwähnenswert ist auch noch die Tatsache, daß die Warrau-Männer mittels der Hüftschnur den Penis nach oben binden[11]), doch auch darüber sagt Richard nichts aus.

Über seine Bootsfahrt, die er mit vier indianischen Ruderern von der Insel Poyaya nach Angostura durchführte, berichtet er sehr eingehend. Gleichzeitig entwirft er dabei ein instruktives Bild von der Mentalität, Ausdauer und Rudertechnik seiner Begleiter[11a]): «Bei Tische erfuhr ich, daß am folgenden Tage ein Kanoe nach Angostura gesandt würde, und erbat mir im selbigen einen Platz. Um 1 Uhr Mittags waren die Depeschen fertig, und ein Kanoe mit vier Indianern zum Rudern bereit. Herr Rosalis gab mir etwas Mundproviant und verständigte den Indiern, mir auf einer nahegelegenen Insel ein Obdach zu verfertigen, um mich vor der brennenden Sonne zu schützen.» Der erste Teil der Fahrt verlief gut, und als man die erste dichtbewaldete Insel im Orinocodelta erreichte, gingen die vier Indianer daran, für Richard ein sogenanntes Toldo, ein Schutzdach aus Palmblättern, zu bauen. «Meine Indianer bauten mir aus Rohr und Palmzweigen in kurzer Zeit eine Art von Laube in dem Kanoe auf, unter der ich ausgestreckt liegend, vor der Sonne und vor Regen geschützt war; die Creolen nennen diese eine Carossite. Als ich mich anschickte, den Weg fortzusetzen, entsprangen zwei der Indier in den dichten Wald; ich ergriff sogleich die beiden anderen, die sich ruhig in das Kanoe führen ließen, die ganze Nacht durch und den folgenden Tag unausgesetzt ruderten, bis wir um drei Uhr Sorkupana, eine indische Pflanzstadt, erreichten. Herr Rosalis hatte mir einen Brief an den dortigen Commandanten mitgegeben, um die Zahl der Ruderer um zwei zu vermehren; doch als dieser das Entlaufen der Hälfte meiner Mannschaft erfuhr, gab er mir vier junge Indianer zur weiteren Reise. Während diese ihre kleinen Handruder herbeiholten, bewirthete mich die gastfreundliche Hausfrau mit gekochten Eiern und gerösteten Platanus; um das von allen Seiten offene Haus versammelten sich die männlichen Einwohner des Orts. Junge und Alte waren starke, wohlgebaute Menschen von mittlerer Größe und hatten zum Theil recht glückliche Physiognomien, in denen sich sanfte Gutmüthigkeit als charakteristischer Zug aussprach. Welch ein Unterschied zwischen den Negern und ihren häufig verkrüppelten Abkömmlingen, die ich auf den Pflanzungen der Insel Trinidad sah, und diesen kräftigen Indiern, unter denen mir nie ein mißgestalteter Körper zur Ansicht gekommen ist. Entweder sind sie eine glücklichere Menschenart, bei der jede Geburt eine vollkommene ist, oder sie erziehen ihre Kinder mit so weniger Pflege, daß nur die stärksten Naturen im Stande sind, die zarte und hülflose Kindheit zu überleben, Schwächlinge aber hinsterben, ehe sie zu einigem Alter gelangen.

Um vier Uhr begab ich mich mit meiner Mannschaft auf die Reise. Einer der Neuangekommenen war von wahrhaft herkulischem Gliederbau, nur stelle ich mir den

---

[7]) Becher, 1951, S. 44, 141.
[8]) Becher, 1955, S. 43, 116.
[9]) Appun, 1871, I, S. 557.
[10]) Gumilla, 1745, I, S. 141.
[11]) Kirchhoff, 1948, S. 872.
[11a]) Letztere kann ein Reisender heute kaum noch bei Indianern beobachten, da er seine Fahrten in der Regel mit einem Außenbordmotor unternimmt.

Gott höheren Körpers vor. Er zeichnete sich von den Uebrigen durch einen Strohhut aus, den er mit einer rothen und blauen Bandschleife und mit einer weißen Feder geziert hatte, zwei große blaue Glasperlen dienten ihm als Ohrringe, sein Körper war unbekleidet. Diesem schienen die Andern untergeordnet zu seyn, er sprach viel zu ihnen, und sie hörten ihm mit lächelnder Gutmüthigkeit zu, die bisweilen in lautem Beifall sich aussprach. Ihre Stimme und Sprache scheint tief aus der Gurgel hervorzukommen und ähnelt dem dumpfen Wirbeln einer Trommel. Großes Vergnügen gewährte mir das genaue und übereinstimmende Zeitmaaß, mit denen sie auf ein Zeichen, welches der Führer gab, häufig abwechselten, wahrscheinlich, um durch stets gleichförmige Bewegungen nicht zu ermüden. Um Mitternacht legten sie bei einer Sandbank im Flusse an, machten ein Feuer und rösteten sich große Stücke getrockneten Rindfleisches; sobald ihre Eßlust befriedigt war, setzten sie ihre Arbeit fort, und wir erreichten am nächsten Morgen um 10 Uhr die Postaden von Barankas... Kurz darauf mußten wir das weite Flußbett durchfahren, um zu dem jenseitigen Ufer zu gelangen; die schwellenden Fluthen spülten mehr als einmal ihr Wasser über die dünnen Seiten des schwankenden Kanoes; aber die Geschicklichkeit und die sichere Kraft, mit der die Indier die reißende Strömung mit immer zunehmender Geschwindigkeit ihrer Ruderschläge durchschneiden, ist wahrhaft bewundernswerth. Mit eintretender Nacht erreichten wir Alt-Guayana, die ehemalige Hauptstadt der Provinz, die noch ihren Namen führt... Als ich den Commandanten ersuchte, meine ermüdeten Indier abzulösen, sagte er mir, ich könne keine besseren Ruderer erhalten, als sie wären; sie würden im Stande seyn vier Wochen lang Tag und Nacht zu arbeiten, wenn sie hinreichend zu essen bekämen; er versah mein Kanoe reichlich mit Lebensmitteln, und ich erreichte am Sonntage, den 28sten Mai, Abends gegen 9 Uhr, die Stadt Angostura nach einer viertägigen Fahrt von der Insel Poyaya.» [12])

Während einer späteren Fahrt den Orinoco stromauf, verließen Richard und seine Begleiter diesen Fluß und fuhren in den Rio Cabullare ein. Er schreibt darüber: «Tief versteckt in den Wäldern, welche die Ufer des Cabullare einschließen, leben Indier, die sich dem Drucke der spanischen, wie der Patrioten Regierung entzogen haben und nun sich vom Raube nähren; die Creolen nennen sie indios bravos; nicht selten fallen sie Kanoes an, die einzeln den Fluß hinauf- oder hinabfahren; vor etwa 16 Monaten ward der englische Oberstlieutenent Robertson in eben diesem Flusse durch den vergifteten Pfeil eines Indiers getödtet; wir, die auf einem wohlbemannten Schiffe außer mehreren Flinten auch eine kleine Kanone führten, hatten einen Anfall dieser Bravos nicht zu fürchten. Diese bedienen sich stets vergifteter Pfeile, deren leichteste Verwundung dadurch tödtlich wird. Salz soll zwar dagegen ein unfehlbares Mittel seyn, wenn im Augenblicke der Verwundung die verletzte Stelle damit bestreuet und es zugleich in bedeutender Menge innerlich gebraucht wird; aber dieses höchst einfache, in Europa so allgemeine Mittel ist hier nicht in den Händen eines Jeden; die Llaneros oder Bewohner der Savannahs leben oft Monate lang, ohne den Genuß desselben sich verschaffen zu können. — Das Gift bereiten die Indier, nach der Erzählung glaubwürdiger Personen, durch Abkochen gewisser Kräuter, und jedesmal in bedeutender Quantität, zu; die Arbeit selbst wird von einer alten Person männlichen oder weiblichen Geschlechts verrichtet, weil sie tödtlich ist. Die Giftprobe besteht nämlich darin, daß die Kräuter so

[12]) Richard, 1822, S. 44—49.

lange kochen müssen, bis die Person, welche das Feuer unterhält und die Masse rührt, von dem aufsteigenden Dampfe derselben vergiftet niederfällt; Andere, die sich durch in den Mund genommenes Salz vor der Vergiftung schützen, halten sich mit langen Stangen bereit, mit denen sie den Giftkessel vom Feuer heben. So wie das Gift erkaltet, tauchen sie ihre Pfeile hinein; es ist so stark, daß auch die kleinste Verwundung den Tod in spätestens 36 Stunden herbeiführt.»[13])

Als Richard diese Mitteilung von der Zubereitung des Pfeilgiftes erfuhr, war das wichtigste Ingredienz desselben noch ein Geheimnis der Indianer geblieben. Entsprechende Berichte von zeitgenössischen Forschern, wie z. B. Alexander von Humboldt und A. Bonpland, die über die Giftzubereitung bei den Esmeralda am Orinoco schreiben[14]), von Martius, der das Pfeilgift bei Stämmen am Amazonas und Japurá untersuchte[15]) und Poeppig, dem die Untersuchung der Pflanzengifte in Peru und Chile zu verdanken ist[16]), weichen hinsichtlich der Zutaten völlig voneinander ab. Erst Robert Hermann Schomburgk konnte 1835 den Nachweis erbringen, daß zur Bereitung des Giftes vorwiegend die Rinde der von ihm entdeckten und benannten *Strychnos toxifera* verwandt wird[17]). «Diese Pflanze», so schreibt Koch-Grünberg, «kommt nur an einzelnen Stellen vor, besonders im Canucugebirge, was den Wert des Giftes als Handelsartikel noch erhöht. Seine Zubereitung ist nur den dort wohnenden Makuschi bekannt und beschränkt sich auch da wieder auf einzelne Personen, meist Zauberärzte. Sie wird, vor allem vor Europäern, streng geheim gehalten, in der Besorgnis, der Giftmischer könnte sonst seine Kunst, d. h. seine Zauberkraft, und das Gift seine Wirkung verlieren.»[18]) Auch ich konnte es anläßlich meines langen Aufenthaltes unter den Surára, die es ebenfalls verstehen Pfeilgift zu bereiten, nicht erreichen, dabei zu sein, obgleich ich zum Stammesverband gehörte. Außer dem Häuptling und seinem Bruder ist die Zubereitung aber nur noch wenigen älteren Männern bekannt und wird sogar vor allen übrigen Stammesangehörigen streng geheim gehalten[19]).

Ein Forscher, der nach längeren Bemühungen die Zubereitung des Pfeilgiftes bei einem Indianerstamm, den Makuxí, persönlich beobachten durfte, war Richard Schomburgk[20]), und es ist daher sehr interessant, seine diesbezüglichen Angaben mit denen zu vergleichen, die Carl Richard aus zweiter Hand erfuhr. Hervorzuheben ist hier vor allem, daß auch Richard Schomburgk darauf hinweist, daß Salz ein Gegenmittel sein soll, ebenso wie Zuckersaft, besonders wenn letzterer mit der Infusion von der Wurzel einer Species Wallaba *(Eperua* oder *Dimorpha)* vermischt ist[21]). Von dem brasilianischen Gelehrten Barbosa Rodrigues wurde Anfang unseres Jahrhunderts die Auffassung vertreten, daß bei Zusammenbringen von Curare mit Chlornatrium in Lösungen ein Körper ausfalle und dadurch Entgiftung eintrete[22]). Hierzu bemerkt jedoch Lewin: «Das erstere

---

[13]) Richard, 1822, S. 81—83.
[14]) von Humboldt und Bonpland, 1810/11, VIII, S. 153.
[15]) von Spix und von Martius, 1831, III, S. 1155.
[16]) Poeppig, 1835/36, II, S. 456.
[17]) Robert Hermann Schomburgk, 1841, S. 94.
[18]) Koch-Grünberg, 1923, S. 65.
[19]) Becher, 1960, S. 21/22.
[20]) Richard Schomburgk, 1847, I, S. 446 ff.
[21]) Richard Schomburgk, 1847, I, S. 455.
[22]) Rodrigues, 1903, S. 127.

mag richtig sein, das letztere ist es aber leider nicht. Selbst wenn das Curare durch irgendeinen Stoff im Glase unlöslich gebunden werden könnte, so würde es dem bindenden Stoff nie gelingen, diese seine Fähigkeit bei eingetretener Vergiftung dort im Körper zu entfalten, wo es als Schädiger bereits hingelangt ist.»[23]) Außerdem schreibt der gleiche Autor: «Die Spanier sparten nicht die Folter, um von den Indianern das angebliche Geheimnis eines Gegengiftes zu erlangen — vergeblich —, da diese so wenig wie wir heute ein solches kennen. Wo Gegengifte angeblich erfolgreich kurativ oder prophylaktisch gebraucht werden, unterliegen diejenigen, die dies angeben, einer Täuschung. . . Es gibt gegen kein Gift ein Gegengift im landläufigen Sinne, weil es, biologisch betrachtet, ein solches nicht geben kann. Die leider noch immer von Unerfahrenen starr festgehaltene, gegenteilige Meinung stellt einen der vielen in der Welt vorhandenen, wie es scheint, unausrottbaren Aberglauben und Wahne dar.

Auch die Verabfolgung von Zucker und besonders von Salz können absolut nichts gegen diese Vergiftung leisten, gleichgiltig wie und wieviel man davon anwendet.»[24])

Auch Richards Hinweis, daß man ebenfalls alte Frauen mit der Bereitung des Pfeilgiftes betraut hätte, dürfte für keinen Stamm zutreffen. So schreibt Richard Schomburgk: «Ein ferneres unverbrüchliches Gesetz fordert, daß während des Kochens keine Frau, kein Mädchen, am allerwenigsten eine schwangere Frau in die Nähe des Hauses kommen darf; auch darf sich die Frau des Giftbereiters nicht in diesem Zustande befinden.»[25])

Was dann noch die angebliche tödliche Wirkung der Dämpfe anbelangt[26]), so kann es sich hierbei nur um ein indianisches Täuschungsmanöver handeln, mit dem sie Unbefugte von ihren Giftküchen fernhalten wollen. Auch dieser Punkt findet bei Richard Schomburgk folgende Erwähnung: «Die Bereitung des Giftes scheint ohne alle Gefahr zu sein; selbst die Dämpfe, die dem kochenden Gift entsteigen, sind vollkommen unschädlich.»[27])

Zur Vertiefung der hier nur kurz angeschnittenen Probleme möchte ich auf das ausgezeichnete Buch von A. R. Mc Intyre verweisen[28]) sowie auf die Habilitationsschrift von P. G. Waser über Calebassen-Curare[29]).

Aus Richards weiteren Angaben geht hervor, daß die vielen zum Heeresdienst herangezogenen Indianer den weißen Soldaten im Exerzierdienst nicht nachstanden; geradezu köstlich mutet es aber an, wie er sich über deren ponchoartige Bekleidung wundert. Bemerkenswert ist auch die Schilderung von der beabsichtigten Exekution eines freien Indianers, der jedoch in letzter Minute begnadigt wurde: «Es war das erste Mal (in San Juan de Poyara am Rio Apure), daß ich eine bedeutende Anzahl creolischer Truppen beisammen sah, das Bataillon war vor den Baracken versammelt, um zu einer Execution auszurücken. Die drei ersten Compagnien marschierten in doublirten Gliedern, ihre Distanzen haltend, recht gut, hatten ein einigermaßen militairisches Aussehen, waren

---

[23]) Lewin, 1923, S. 494.

[24]) Lewin, 1923, S. 493/94.

[25]) Richard Schomburgk, 1847, S. 454.

[26]) Auch Joseph Gumilla erwähnt ja schon in seinem Buch «El Orinoco ilustrado. . .» die Geschichte der alten Weiber, welche sich für die Herstellung opfern. (Gumilla, 1745, II, S. 155.)

[27]) Richard Schomburgk, 1847, I, S. 454.

[28]) Mc Intyre, 1947.

[29]) Waser, 1953.

mit ehemals grün gewesenen Jacken bekleidet, und nur wenigen fehlten die Beinkleider; Schuhe trägt hier zu Lande kein einziger Soldat. — Nun aber kam eine Bande zerlumpten Gesindels, die ich kaum zu beschreiben vermag. Viele waren mit den dünnen abgetragenen Faden alter schwarzbrauner wollener Decken — in deren Mitte ein Loch geschnitten wird, um den Kopf hindurch zu stecken — nicht bekleidet, sondern behangen; Andern fehlte aber auch dieses einzige Gewand, und diese marschierten ganz nackt — einen kleinen Strohhut auf dem Kopfe tragend — mit umgehangenen Patronentaschen und geschulterten Gewehren, in ziemlicher Ordnung daher. Man weiß wahrlich bei dem ersten Erblicken eines solchen Schauspiels nicht, ob man lachen oder sich mit Unwillen abwenden soll. Und dennoch sind diese Leute tüchtige und brave Soldaten, wenn sie nur von guten Officieren angeführt werden... Ich habe diese Leute Compagnienweise den Rottenmarsch so gut ausführen sehen, wie ihn nur immer recht ausgebildete Soldaten erlernen mögen; vielleicht trägt das Barfußgehen zu der schnelleren und leichtern Einübung bei.

Die Execution, zu der das Bataillon ausgerückt war, sollte an einem der gefangenen Indios bravos vollzogen werden, der als Räuber und Mörder zum Todtschießen verurtheilt war. Unter unausgesetztem lautem Beten begleitete der Padre des Orts den Delinquenten zum Richtplatze, welcher unter starker Bedeckung und mit gedämpftem Trommelschlage im langsamsten Tempo dahingeführt ward. In dem Augenblicke, in dem das Commando ‹Feuer› gegeben werden sollte, brachte ein Adjutant die Begnadigung; Umstehende versicherten, auf dem Gesichte des Indiers auch nicht die leiseste Spur eines Eindrucks bemerkt zu haben, den diese unerwartete Errettung vom gewissen Tode bei ihm hervorgerufen hätte. Viele tadelten die Milde und behaupteten die Bravos würden dadurch nur noch trotziger und kühner werden; es mag diese Meinung wahr seyn, indeß dem Menschenfreunde gewährt es immer Vergnügen, Verzeihung und Menschlichkeit üben zu sehen.» [30])

Am Rio Apure konnte Richard eine Schildkrötenjagd der Indianer beobachten: «Des Morgens frühe, ehe der den ganzen Tag über wehende Ostwind aufspringt, sah ich die Indier mit Kanoes auf dem Flusse, um Schildkröten mit Pfeilen zu schießen; ihre Geschicklichkeit ist darin sehr groß, der Schütze, der im Kanoe aufgerichtet steht, gewahrt schon in weiter Ferne seine Beute; mit ihm sind gewöhnlich noch zwei Ruderer im Kanoe, denen er durch Zeichen die Richtung angibt, in der sie ohne Geräusch fortrudern sollen, er selbst zielt, so wie er sich der Schildkröte nährt, so genau mit seinem Bogen, daß sein Schuß selten fehlt, und dennoch ist sie nur an dem über dem Wasser vorgestreckten Halse verwundbar. Wenn man den indischen Dörfern und Wohnungen nahe kommt, sieht man die Knaben stets beschäftigt, mit zugespitzten Stöcken nach einem Ziele zu werfen, oder mit kleinen Bogen Pfeile zu verschießen, wodurch sie nothwendig nach und nach eine an Unfehlbarkeit grenzende Fertigkeit im Schießen erlangen müssen.» [31])

Damit erschöpfen sich Richards ethnographische Beobachtungen in Venezuela, doch auch sie stellen einen kleinen, aber durchaus nicht unwesentlichen Baustein im großen Gefüge der südamerikanischen Völkerkunde und Kulturgeschichte dar.

---

[30]) Richard, 1822, S. 85—88.
[31]) Richard, 1822, S. 265/66.

LITERATUR:

APPUN, CARL FERDINAND
1871 Unter den Tropen. Wanderungen durch Venezuela, am Orinoco, durch British Guayana und am Amazonenstrome in den Jahren 1849—1868. 2 Bd. Jena.
BECHER, HANS
1951 Gürtel und Hüftschnüre südamerikanischer Naturvölker. Dissertation, Hamburg.
1955 Cintos e cordões de cintura dos índios Sul-Americanos (não-andinos). Revista do Museu Paulista, N. S., Bd. IX, S. 7—180, São Paulo.
1960 Die Surára und Pakidái. (Zwei Yanonámi-Stämme in Nordwestbrasilien.) Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde in Hamburg, Bd. XXVI, Hamburg.
BONPLAND, siehe VON HUMBOLDT
GUMILLA, JOSEPH
1745 El Orinoco ilustrado, . . . 2 Bd., Madrid.
HUMBOLDT, ALEXANDER VON, et BONPLAND, A.
1810/11 Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent, fait en 1799, 1800, 1801, 1802, 1803, et 1804. Vol. VIII, Paris.
KIENZL, FLORIAN
1943 Bolivar, Ruhm und Freiheit Südamerikas. Berlin.
KIRCHHOFF, PAUL
1948 The Warrau. Bureau of American Ethnology, Bulletin 143 (Handbook of South American Indians 3), S. 869—881, Washington.
KOCH-GRÜNBERG, THEODOR
1923 Vom Roroíma zum Orinoco, Bd. III, Stuttgart.
LEWIN, L.
1923 Die Pfeilgifte. Leipzig.
MARTIUS, VON, siehe SPIX, VON und MARTIUS, VON
MC INTYRE, A. R.
1947 Curare. Its History, Nature and Clinical Use. Chicago.
MENZEL, BRIGITTE
1957 Deformierender Gesichtsschmuck südamerikanischer Naturvölker. Baessler Archiv, N. F., Bd. V, S. 1—120, Berlin.
POEPPIG, EDUARD
1835/36 Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome während der Jahre 1827—1832. 2 Bd., Leipzig.
RICHARD, CARL
1822 Briefe aus Columbien an seine Freunde von einem hannöverischen Officier. Geschrieben im Jahre 1820. Leipzig.
RODRIGUES, JOÃO BARBOSA
1903 L'uiraêry ou curare. Bruxelles.
SCHOMBURGK, RICHARD
1847 Reisen in Britisch-Guiana in den Jahren 1840—1844. Bd. I, Leipzig.
SCHOMBURGK, ROBERT HERMANN
1841 Reisen in Guiana und am Orinoko während der Jahre 1835—1839. Nach seinen Berichten und Mittheilungen an die Geographische Gesellschaft in London herausgegeben von O. A. Schomburgk. Leipzig.
SPIX, JOH. BAPT. VON, und MARTIUS, CARL FRIEDR. PHIL. VON
1831 Reise in Brasilien. Bd. III, München.
WASER, PETER G.
1953 Calebassen-Curare. Helvetica Physiologica et Pharmacologica Acta. Supplementum VIII, Basel.

Biblioteca Digital Curt Nimuendajú - Coleção Nicolai
www.etnolinguistica.org